

Rede Göttinger Friedenspreis  
9. März 2024

Sehr geehrte Frau Freudenberg, Frau Barann, Vorsitzende der Stiftung Dr. Roland Röhl,  
Sehr geehrte Oberbürgermeisterin Broistedt,  
Herr Sidler, Intendant des Deutschen Theaters,  
Minister Trittin, Laudator  
Prof. Dr. Brzoska, Vorsitzender der Jury  
sowie Prof. Dr. Neuneck, Kuratoriumsvorsitzender.  
Ich begrüße auch Hans-Jörg Röhl, den Bruder des Stifters.

Ich stehe vor Ihnen in tiefer Dankbarkeit. Dankbar, weil eine Tätigkeit, wie die meine, oft in Stille und außerhalb des Rampenlichts verrichtet wird. Dankbar auch, weil die Dr. Roland Röhl-Stiftung die Vereinten Nationen damit ebenso auszeichnet wie mich, und darüber bin ich sehr froh, denn die Uno bedarf Anerkennung und Unterstützung, vor allem in diesen Zeiten.

Es steht derzeit nicht gut um die Organisation. Die geopolitischen Krisen beuteln den Multilateralismus, mindern den Willen zur Zusammenarbeit, zur Koordination, zum Frieden.

Die Vereinten Nationen wurden im Jahr 1945 gegründet mit der zentralen Mission „den Weltfrieden und die internationale Sicherheit zu wahren“. Die weltweite Zunahme von Kriegen und gewaltsamen Konflikten zeigen jedoch: Frieden zu schaffen ist eine große Herausforderung, Frieden zu wahren wird immer schwieriger.

Die letzten Jahre haben unser Vertrauen in unsere Sicherheit, in eine Zukunft, in der Frieden und wachsender Wohlstand eine Selbstverständlichkeit sind, stark erschüttert. Unsere Weltordnung hat sich grundlegend geändert, die Anzahl der Uno-Mitgliedsstaaten stieg von 54 im Jahre 1945 auf 193 an, die unipolare Weltmacht – der Hegemon Amerika - bekam Konkurrenz. Nicht nur China macht geopolitische Ansprüche geltend, auch Brasilien und Indien fordern Mitspracherecht auf Augenhöhe.

Als ich mich bei der Uno bewarb, lagen diese Entwicklungen noch in weiter Ferne. Wir waren mitten im Kalten Krieg 1977, die Rivalität war zwischen Amerika und der Sowjetunion. Es wurde über Rüstungskontrolle verhandelt, um die Gefahren eines Krieges zwischen den beiden Großmächten zu mindern. Die Helsinki-Schlussakte 1975 war ein historischer Durchbruch, der den Willen zur Zusammenarbeit in einem umfassenden Abkommen festhielt, in dem nicht nur Frieden verhandelt wurde, sondern auch Gerechtigkeit, Menschenrechte und das Wohlergehen große Bedeutung erhielten.

Mitte der siebziger Jahre war die Uno war auf 150 Mitgliedsstaaten angewachsen, da viele afrikanische Länder in den sechziger Jahren unabhängig geworden waren. Die beiden deutschen Staaten wurden 1973 in die Uno aufgenommen und als ich mich bewarb, gab es noch wenige deutsche Mitarbeiter.

Ich werde oft gefragt, ob es immer mein Wunsch war, bei der Uno zu arbeiten. Aber nein, der Grund war eine mangelnde Arbeitserlaubnis in den USA, sodass die Uno die einzige Alternative war, ein Visum zu bekommen. Und ich war daher auch nicht wählerisch und nahm den ersten Posten, der mir angeboten wurde und schrieb und redigierte Kapitel im UN Yearbook.

Wenn man an die Uno denkt, so sieht man das Sekretariatsgebäude in New York, die Fahnen flattern bunt im Wind, das Wasser im Brunnen der Rotunde glitzert und die abstrakte Statue von Barbara Hepworth, ein persönlicher Wunsch von GS Hammarskjöld, rundet das Bild ab.

Oder man sieht die Sitzungen im Sicherheitsrat am halbrunden Tisch, auch Diplomaten bei Empfängen, mit einem Glas Sekt oder Wein in der Hand, in angeregter Unterhaltung. Meine Wirklichkeit sah völlig anders aus. Ich saß in einem Nebengebäude auf der anderen Straßenseite in einem Büro ohne Fenster, das ich mir mit einem Kollegen teilte und schrieb Kapitel über das Geschehen in der Uno, was mir alles ziemlich uninteressant schien. Es war halt ein Bürojob wie viele andere. Glamourös auf keinen Fall und schon gar keine große Politik.

All das änderte sich schlagartig, als ich nach einigen Monaten vom Büro des Gen.Sek Waldheims angesprochen wurde. Ich sollte mich auf eine freie Stelle in seinem Büro bewerben und da ich erfolgreich war, kam ich plötzlich aus dem unbekanntem Dasein in den 38. Stock. Wer die Uno kennt, weiß, was das für ein Riesensprung ist. Man war im Büro des höchsten Chefs persönlich, bekam eine Sekretärin zugeteilt, hatte ein Zimmer mit Blick auf die Wolkenkratzer von Manhattan. Man wurde erkannt, begrüßt von Kollegen, man war jetzt jemand. Da muss man nur aufpassen, dass man auf dem Boden bleibt und die Eitelkeit keine Überhand bekommt – immerhin war ich weiterhin auf der niedrigsten Stufe der professionellen Karriereleiter, als P2.

Es war mein erster Einblick in die multilaterale Diplomatie. Ich war in Besprechungen mit dem Gen.Sek und hochrangigen Diplomaten und Politikern, durfte Protokolle schreiben, Korrespondenz beantworten, sah vertrauliche Akten, erlebte, wie das Tagesgeschäft abläuft. Aber ich sah auch, wie schwierig – und manchmal gefährlich – der Einsatz für den Frieden sein kann.

Nach Rückkehr aus Teheran Anfang 1980, um in der Geiselnahme von US-Diplomaten zu vermitteln, schilderte mir mein direkter Vorgesetzter sichtlich erregt den Ansturm der erbosten Menschenmassen auf dem Teheraner Friedhof auf Waldheims Auto, die Lebensgefahr, in der sie sich befunden hätten, die fehlenden Sicherheitsmaßnahmen der iranischen Regierung: er hätte um sein Leben gebangt.

Gen.Sek Waldheim endete sein Mandat Ende 1981 und damit lief auch meine Zeit im 38. Stock aus. Es war zu der Zeit noch recht brutal: das Privileg, für den Generalsekretär zu arbeiten, hieß auch, wenn er geht, gehst du auch – und musst Dir selbst einen neuen Posten suchen. Ich hatte mich Anfang 1982 nach Indonesien verpflichtet auf einen Posten des UN-Entwicklungsprogramms und ging nach Jakarta.

Lassen Sie mich einige Worte zur Uno sagen: In den 70er - 80er Jahren war die Organisation noch vorwiegend ein Konferenzzentrum, ein wichtiges internationales Gremium, um Verträge zu verhandeln, Positionen abzustimmen, das Gefüge der Zusammenarbeit zu gestalten.

Wie war das in der Charta verankert? In Kapitel III sind fünf Organe aufgelistet, alle mit dem gleichen Stellenwert: die Generalversammlung, der Wirtschafts- und Sozialrat, der Treuhänder, der internationale Gerichtshof – und das Sekretariat. Die Aufgaben und Befugnisse von jedem Organ werden beschrieben, die des Sekretariats sind die kürzesten. Der Gen.Sek ist der höchste Verwaltungsbeamte der Uno und seine einzige Handlungsbefugnis ist in Artikel 99 wie folgt festgelegt:

*Der Generalsekretär kann die Aufmerksamkeit des Sicherheitsrats auf jede Angelegenheit lenken, die nach seinem Dafürhalten geeignet ist, die Wahrung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit zu gefährden.*

Artikel 99 der Charta ist eine Art politischer Feueralarm, ein Instrument, das in den fast 80 Jahren der Uno nur sechsmal angewandt wurde, zuletzt 1989, als Gen.Sek Javier Perez de Cuellar den Sicherheitsrat zum Handeln in der Libanonkrise aufrief.

Sie erinnern sich vielleicht, dass Gen.Sek Guterres Anfang Dezember einen Brief an den Sicherheitsrat schrieb, in dem er auf die verzweifelte Lage im Gazastreifen hinwies und mit Hinweis auf Artikel 99 für einen Waffenstillstand appellierte. Aber da der Sicherheitsrat bereits mit der Situation in Gaza befasst war, war dies mehr ein symbolischer Hinweis auf Artikel 99, als eine politische Forderung an den Sicherheitsrat, sich mit einem neuen Konflikt zu befassen.

Es wird oft darüber diskutiert, ob die Mitgliedsstaaten den Gen.Sek lieber als Sekretär oder als General sehen möchten – und die deutliche Präferenz gilt dem ersteren. Kofi Annan hat gemeint, das Kürzel SG stünde für "scape goat", also Sündenbock – und ich habe selbst oft erlebt, dass die Schuld für das Misslingen einer Operation dem Gen.Sek zugeschoben wird, ob es darum geht, dass politische Verhandlungen nicht erfolgreich sind, dass humanitäre Hilfe nicht rechtzeitig eintrifft oder dass Blauhelm-Soldaten überfallen werden.

Dies war besonders ersichtlich, als die Zahl der friedenserhaltenden Operationen (peacekeeping operations) in den neunziger Jahren rapide anstieg. Vorher gab es sie auch, aber nur wenige – und die hatten vorwiegend ein Mandat der Grenzkontrolle, um streitende Parteien friedlich auseinanderzuhalten. Plötzlich war die Uno in Somalia stationiert, in den Staaten des ehemaligen Jugoslawiens, in Burundi, in Ruanda. Wir hatten zu der Zeit noch nicht mal ein Krisenzentrum mit Rund-um-die-Uhr-Besetzung – das Sekretariat in New York war hoffnungslos überfordert.

Gen.Sek Boutros-Ghali prangerte diese Umstände im Sicherheitsrat an: die Uno sei nicht in der Lage, die weitreichenden Aufgaben, die ihr vom Sicherheitsrat übertragen würden, auch auszuführen. Wir seien zum Scheitern verurteilt, war seine Meinung, und er forderte, die Mandate den Mitteln und den bestehenden Kapazitäten anzupassen oder sie aufzustocken. Doch der Sicherheitsrat tat weder noch und der Kampf von BBG mit den fünf ständigen

Sicherheitsratsmitgliedern, vor allem den USA, führte dazu, dass ihm ein zweites Mandat verweigert wurde.

Und wo war ich auf der Karriereleiter zu der Zeit? Drei interessante Jahre hatte ich in Indonesien gearbeitet, verbrachte die Jahre in einem indonesischen Ministerium, in dem ich völlig assimiliert wurde. Ich hatte gut Bahasa Indonesia gelernt, war „Ibu Angela“, reiste mit dem Minister im Land umher, trug öfter die verordnete Batik-Uniform und wurde gebeten, doch bitte – aus Solidarität – jeden Monat am Tag der Unabhängigkeit beim Singen der Nationalhymne dabei zu sein. Ich stand also in der letzten Reihe, aber war dabei und das war wichtig für meine indonesischen Kollegen. Wir waren nur zwei Ausländer unter 650 Indonesiern und Anpassung war ihnen wichtig.

Auch während der Fastenzeit wurde ich gebeten, doch bitte mit zu fasten – aus Solidarität – und ich muss gestehen, dass es oft nicht einfach war, diesem ständigen Konformitätsdruck zu widerstehen. Aber es waren drei Jahre, in denen ich viel gelernt habe: wie man mit einer anderen Kultur umgeht, wie verschieden die Prioritäten der Menschen in anderen Ländern sind und auf welche Gepflogenheiten und Sensitivitäten man achten muss, um nicht zu brüskieren. Ich hatte bereits Mitte der siebziger Jahre in Thailand gelebt und wusste, wie bereichernd, aber auch wie schwierig ein Leben in einer fremden Kultur sein kann.

1985 kam ich zurück nach New York und zwar in das Abrüstungsbüro, das zu dem Zeitpunkt mit einer schwierigen politischen Situation konfrontiert war. Die bilateralen Beziehungen zwischen Amerika und der Sowjetunion waren auf dem Tiefpunkt, es war die Zeit von Präsident Reagan, der die Sowjetunion als „böses Reich“ (*evil empire*) titulierte und mit seiner „Strategic Defense Initiative“ im Weltraum Amerika vor einem nuklearen Angriff der Sowjetunion schützen wollte. Dialog zwischen beiden Staaten war nicht angesagt, aber die Sowjetunion wollte Dialog und bat die Uno als Vermittler. Ich organisierte Konferenzen über Themen der Rüstungskontrolle, um den Westen und Osten zusammenzubringen, war drei-viermal pro Jahr in Russland, lernte Russisch und mit Wodka umzugehen. Die Perestroika-Phase war im Anmarsch, auch wenn das erst später ersichtlich wurde.

Auch heute befinden wir uns in einer Phase, in der die beiden Staaten nicht miteinander reden, nicht verhandeln, keine Kontakte haben – obwohl der Grund ein radikal anderer ist: die Invasion Russlands in die Ukraine und der Krieg, der dort seit über zwei Jahren wütet. Das Resultat: Sanktionen wurden über Russland verhängt, Flugverkehr eingestellt, Kontakte abgebrochen. Eine totale Isolation des Landes seitens des Westens. Wir sehen ein Narrativ der Konfrontation: jede Seite will einen Erfolg verbuchen, koste es, was es wolle. Atomwaffen sind wieder Gesprächsthema, Aufrüstung ist an der Tagesordnung und die stabilen Strukturen der Rüstungskontrollverträge, die wir über Jahrzehnte aufgebaut haben, gehören der Vergangenheit an. Die friedliche Welt, die wir lange für selbstverständlich gehalten haben, ist vorbei.

Aber irgendwann wird auch diese Zeit zu Ende sein und für mich stellt sich die Frage: sollten wir nicht anfangen, über die Zukunft nachzudenken? Was nach dem Krieg passiert? Das sollte auch

Aufgabe der Uno sein. Man muss konstruktive Ansätze finden, Einstiegspunkte, um den Dialog aufzugreifen.

Nach der Abrüstung kam für mich 1989 ein Angebot, an den Friedensverhandlungen in El Salvador teilzunehmen. Es war ein jahrelanger Konflikt zwischen der Regierung und den Guerrillas, der FARC, und die kriegsmüde Regierung von El Salvador hatte die Uno gebeten, die Schlichtungsverhandlungen zu leiten. Der Chefverhandler, Alvaro de Soto, verbrachte den Großteil seiner Zeit in Mexiko, wo er die Guerrillas traf und in San Salvador, wo er mit der Regierung verhandelte und oft tauchten in den Gesprächen Probleme auf, die de Soto vor Ort nicht lösen konnte. Er brauchte jemanden, der ihm zuarbeitete, Lösungsvorschläge machte. Ich sollte kreativ sein, meinte er in seinem Anstellungsgespräch.

Rückblickend war dies eine der interessantesten Aufgaben, die ich in der Uno hatte. Thinking out of the box, Kreativität, Lösungen finden. Ich arbeitete mit Mitgliedsstaaten und leitete ein Experten-Team, das für eines der Kapitel im Friedensabkommen verantwortlich war: die Errichtung einer zivilen Polizei anstelle der Militärpolizei, die bis dahin die Bevölkerung terrorisiert hatte. Ich verbrachte mehrere Monate in El Salvador, vertiefte mich in die Materie, traf die Guerrillas, verstand ihr Misstrauen gegenüber der Regierung und versuchte mit meinem Team eine Regulierung vorzuschlagen, eine Institution, in der auch ex-Guerrillas – und Frauen - dienen konnten: eine Polizei als Freund und Helfer.

Kurz darauf wechselte die Uno-Leitung und Boutros Boutros-Ghali wurde Generalsekretär. Alvaro de Soto wurde sein strategischer Berater und mit ihm kam auch ich wieder in die 38. Etage, 15 Jahre nach Anfang bei der Uno. Es waren turbulente Jahre: Somalia, die Kriege in Jugoslawien, Ruanda, die wachsende Anzahl der Peacekeeping Operations, wie bereits erwähnt. Und im Gegensatz zu meinem ersten Posten im 38. Stock, war ich nicht mehr die Anfängerin, sondern war mehrmals befördert worden und bekam den Titel „Political Adviser“, worauf ich sehr stolz war.

Es waren anstrengende, aber aufregende Jahre. Ich war stark eingebunden in die politischen Diskussionen und Treffen mit Außenministern, Staatsoberhäuptern, und begleitete BBG auf Auslandsreisen. Ich saß oft im Sicherheitsrat und wohnte den Debatten bei. Die Berichterstattung der Uno war präzise, aber vor allem im Fall von Ruanda wollten die Staaten nicht eingreifen. Zehn Jahre später sah ich eine Reportage im Fernsehen, wo Madeleine Albright, die amerikanische Botschafterin, behauptete: „wir haben ja gar nicht gewusst, wie schlimm die Lage war, sonst hätten wir bestimmt eingegriffen“.

Das Problem war das „G-Wort“ – Genozid – das Tabu war und zum Eingreifen verpflichtet hätte. Die USA waren nach dem Debakel in Somalia 1993, als 18 amerikanische Soldaten überfallen, ermordet und öffentlich durch die Straßen gezogen wurden, nicht mehr bereit, sich in Afrika an riskanten friedenserhaltenden Operationen zu beteiligen. Das Bild der leblosen Körper auf den staubigen Straßen Mogadischus war nachhaltig – und der Gen.Sek und die Uno wurden für schuldig erklärt – obwohl das Mandat für diese Operation vom Sicherheitsrat kam und die

amerikanischen Truppen nicht zu den Uno-Blauhelmen gehörten; sie waren in einer amerikanischen Sondereinheit, die unabhängig von der Uno unter eigenem Kommando diente.

Die neunziger Jahre waren geprägt von dem radikalen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbruch nach dem Zerfall der Sowjetunion. Es gab Kriege auf dem Balkan, ein Zerfall in unabhängige Staaten, Unabhängigkeitsbestrebungen ethnischer Republiken. In Deutschland feierten wir die Wiedervereinigung, aber auch in anderen Regionen war die Neuordnung der Welt nach dem Ende des Kalten Krieges spürbar.

Der Sicherheitsrat beschloss eine Operation nach der anderen, aber es fehlte an Staaten, die Soldaten zur Verfügung stellten, es fehlte an Ausrüstung, es fehlte an Winterkleidung für Truppen, die aus den Tropen kamen, es fehlte an Hubschraubern, an Unterkünften. Woran es nicht fehlte, waren die Mandate, die immer ausführlicher wurden. Früher hatte eine PKO vier oder fünf Aufgaben, jetzt waren es oft 20 oder mehr. Beschützung der Zivilbevölkerung war eines dieser Mandate, ebenso wie der Schutz der Menschenrechte – die Welt musste erleben, wie diese Aufgabenstellung nicht durchsetzbar war: das Beispiel Srebrenica, die Ermordung der Tutsis in Ruanda sind uns in trauriger Erinnerung.

Die Jahre im Büro Boutros-Ghali waren fordernd – man wusste nie, was kam. Er war ein strenger Chef, übte oft Kritik. In der Öffentlichkeit, auch unter den Mitarbeitern, hatte er keinen guten Ruf. Er galt als hölzern, unnachgiebig, voreingenommen, sogar herablassend. Wenn man ihn allerdings näher kannte, war er sehr aufgeschlossen und charmant, parlierte angeregt auf Französisch. Das Beste an ihm fand ich: er hatte eigene Ideen, verließ sich nicht auf die politischen Analysen seiner Mitarbeiter und seine Sprechzettel, sondern sprach plötzlich mit einem Außenminister über ein völlig anderes Thema, das uns – oder mir als Protokollschreiber - gänzlich unbekannt war. Und es erforderte schon viel politische Sachkenntnis, denn wie will man sonst den Zusammenhang verstehen und dazu noch protokollieren?

So traf er sich einmal mit seinem türkischen Kollegen und redete zehn Minuten über die Bedeutung der Frankophonie, was ich alles brav mitschrieb. Zwei Tage später wurde ich in sein Büro gebeten. Mein Protokoll, mit Rotstift angestrichen, lag vor ihm. Was soll das mit der Frankophonie, fragte er. Ich erkundigte mich vorsichtig, ob ich den Inhalt nicht richtig verstanden hätte. Doch doch, meinte er, aber das hatte gar nichts mit dem Treffen zu tun. Es sei die Fortsetzung eines Gespräches am Vorabend beim Dinner gewesen, das brauchte nicht ins Protokoll. Und so wurde der Teil gestrichen.

Einmal war ich mit BBG in Genf. Er hatte abends eine Einladung und so kam es, dass der Untergeneralsekretär der Informationsabteilung und ich im Hotel aßen. Worüber redeten wir? Natürlich über die Uno und ich führte aus, was man im DPI alles verbessern könnte, von den Ausstellungen bis hin zu den Informationsmaterialien, den Zeitschriften, den Öffentlichkeitsveranstaltungen, dem Besucherdienst. Er hörte sich alles geduldig an und ich hatte es längst vergessen, als er mich zwei Monate später anrief und sagte, er hätte einen Posten für mich und ich sollte mich doch bitte schön darauf bewerben, dann könnte ich alles umsetzen, was ich so ungeniert für verbesserungswürdig gehalten hätte.

Wieder eine Herausforderung: neue Themen, neue Mitarbeiter, aber auch ein großer Schritt auf der Karriereleiter, da ich plötzlich über 250 Mitarbeiter und ein Budget in Millionenhöhe hatte. DPI – es war Frühjahr 1995 – hatte gerade eine Webseite erstellt. Großes Tamtam: wir waren modern und zeitgemäß, was man von der Uno ja nicht immer behaupten kann. Ein paar Wochen später erkundigte ich mich, wie es denn weiterging mit unserer Webseite? Ja wieso, fragte mein Chef, das reicht doch erstmal, es sei auch sehr viel Arbeit gewesen. Und gab mir dann den Auftrag, die Leitung der Webseite zu übernehmen, ich hätte ja sichtliches Interesse daran.

In den darauffolgenden zwei Jahren baute ich die Webseite aus: mehr Inhalt, mehr Struktur, dann kam Französisch hinzu. Damals musste alles noch in HTML kodiert werden und das Problem war, dass wir keine zusätzlichen finanziellen Mittel dafür hatten. Aber ich hatte ein Team, das mit Feuer und Flamme bei der Sache war, an Wochenenden arbeitete und stolz war auf seine Leistung und die Anerkennung, die nicht ausblieb. Lob motiviert.

Gelegentlich kam aber auch Kritik. Der Strom der Dokumente, das Daily Journal, war jetzt für alle zugänglich. Wurden früher Faksimiles in die Hauptstadt geschickt, um ein Dokument zu übermitteln, so konnte das Ministerium dasselbe Dokument jetzt selbst abrufen. Einige freuten sich über die ersparten Fax-Kosten, andere waren nicht erfreut, dass sie plötzlich Rügen von ihrem Ministerium bekamen, warum sie denn nicht an dieser oder jener Sitzung teilgenommen hätten.

Mein nächster Posten war wieder in der Politischen Abteilung, verantwortlich für Europa, Nord- und Südamerika. Der Jugoslawien-Krieg ging 1999 zu Ende, Kosovo wurde der Uno als Protektorat durch Resolution 1244 übertragen und häufige Sitzungen mit dem Sicherheitsrat waren wieder mein täglich Brot. Ich war verantwortlich für Missionen in Haiti, in Guatemala, Georgien/Abkhazia, Zypern und Kosovo. Bis heute, ein Vierteljahrhundert später, bleibt die Serbien-Kosovo-Frage ungelöst. Auch wenn 115 der 193 UN-Mitgliedsstaaten Kosovo als unabhängige Republik anerkannt haben, bleibt Resolution 1244 weiterhin in Kraft und erkennt Kosovo als Teil Serbiens an.

Es war eine spannende Zeit, aber der Druck wuchs: Kofi Annan wollte mich ins Feld schicken. Er schlug vor, dass ich den Deputy-Posten in der Äthiopien-Eritrea-Mission übernehmen sollte, UNMEE; 500 Zivilisten und 4200 Blauhelme. Der Leiter – SRSG - war ein Botschafter aus Botswana und brauchte jemanden mit politischem Profil, der mit der Uno vertraut war und managen konnte. Das war ich dann.

Afrika-Erfahrung fehlte mir, aber die bekam ich im Laufe der Zeit, auch weil ich ein paar Jahre später auf eine Sondermission im Kongo geschickt wurde, um Fälle der sexuellen Übergriffe auf junge Mädchen zu untersuchen und Abhilfemaßnahmen zu treffen. Eine schwierige Aufgabe, weil viel vertuscht wurde und ich auf Unverständnis stieß, vor allem bei den Einheiten der peacekeeping Soldaten. Aber auch hier fand ich: man kann viel erreichen. Reden, zuhören, überzeugen, etwas Geduld haben; das ist immer wichtig. Im Falle der zivilen Uno-Mitarbeiter

lief es allerdings weniger glimpflich: es wurden Untersuchungen und Prozesse eingeleitet, und die Schuldigen wurden konkret zur Rechenschaft gezogen.

Die Arbeit im „Feld“ ist nach meinem Urteil eine der interessantesten Aufgaben in der Uno. In ein Land reisen, ist nicht dasselbe, wie dort zu leben und zu arbeiten. Man wird gefordert, hat Entbehrungen, muss sich anpassen. Die Bürokratie des Uno-Wolkenkratzers in Manhattan ist in weiter Ferne, aber man hat mehr Spielraum, mehr direkten Einfluss auf das Geschehen, kann etwas bewegen. Aber man ist auch isoliert, denn man dient allein, die Familie darf nicht mit, die Verträge sind jeweils auf sechs Monate begrenzt.

Das war dann auch der Grund, dass ich nach zwei Jahren meinen Abschied nahm und in das Sekretariatsgebäude zurückkehrte als Deputy im Department for General Assembly and Conference Management. Das war eine große Abteilung, die fast 20% des regulären Budgets der Uno verschlingt, da Konferenz-Organisation, Dolmetscher, Übersetzer weiterhin ein wichtiger Bestandteil der diplomatischen Arbeit sind. Nach all den politischen Aufgaben war ich wieder im bürokratischen Gefilde, verhandelte Gewerkschaftsverträge und versuchte, Abläufe effizienter zu gestalten, vor allem mithilfe neuer Technologie.

Die nächste Etappe war beigeordnete Generalsekretärin in der Politischen Abteilung mit Verantwortung für alle Regionen mit Ausnahme von Afrika unterhalb der Sahara. Abgesehen vom täglichen diplomatischen Geschäft teilte ich mir mit meinem Vorgesetzten, dem Untergeneralsekretär, die Arbeit der politischen Verhandlungen. So machte er Zypern und Myanmar, ich war u.a. für Sri Lanka, Nepal, Guatemala zuständig.

Der Posten war nur Stress, weil man so viel Verantwortung trug, aber er war so spannend, dass ich hoffte, ihn noch lange zu behalten. Nur auf Reisen, Besprechungen, Verhandlungen, Vermittlung, Entscheidungen treffen. Aber Gen.Sek Ban Ki-moon ernannte mich nach gut zwei Jahren zum Unter-Generalsekretär für Management. Auch wenn es eine Beförderung war, ich wollte ablehnen, aber meine Einwände wurden überhaupt nicht zur Kenntnis genommen.

Verantwortung für die Finanzen (\$11 Milliarden pro Jahr), das Personalwesen, allgemeine Dienstleistungen, Unterhalt der Gebäude, alle Regeln und Vorschriften. In meiner Zeit kam die Renovierung des Campus in New York dazu, nochmal \$2.1 Milliarden und extra Verantwortung. Meine Vorgänger in dem Posten hatten durchschnittlich 15 - 16 Monate gedient, einer blieb nur 13. Ich wollte nach 2-1/2 Jahren abtreten, aber Ban Ki-moon blieb hart: nein, ich musste bleiben.

Das habe ich auch getan, aber nach vier Jahren war ich erschöpft von den Kämpfen mit den Mitgliedsstaaten um das Budget, von den Schwierigkeiten mit der Renovierung, mit der Uno-Gewerkschaft. Beamte - auch internationale - sind oft nicht bereit, Entscheidungen zu treffen, die eventuell auf Widerstand stoßen könnten und das ist im Management oft der Fall, denn man kann nicht im Konsens managen, es müssen Entscheidungen gefällt werden. Ein Bürokrat trifft lieber keine Entscheidung als eine falsche, dann braucht er oder sie die Konsequenzen auch

nicht auszubaden, so sind Bürokraten nun einmal. Und so landeten die unbequemen Fälle oft auf meinem Schreibtisch.

Auch mit den Mitgliedsstaaten kam ich öfter ins Gehege. Hier ein Beispiel: jeder Staat gab der Uno ein Geschenk, ein Gemälde, eine Statue, einen Teppich oder anderes Kunstwerk. Nun war es so, dass die Staaten, die früh beigetreten waren, die besten Plätze hatten und dass die Spätankömmlinge sich mit einer Nische oder einer Wand im Souterrain zufriedengeben mussten. Ich fand, wir sollten das besser und gerechter organisieren und hatte einen Kurator damit beauftragt, die Kunstwerke zu sichten, nach Region zum Beispiel oder der Zeitspanne, in der sie entstanden waren.

Um die Mitgliedsstaaten mit diesen Änderungen nicht zu überraschen, hatte ich diesen Wandel in Unterhaltungen einfließen lassen und fühlte so vor, wie wohl die Reaktion sein würde. Ich hatte allerdings nicht damit gerechnet, dass ein totaler Widerstand ausbrechen würde, der sogar so weit ging, dass eine Resolution in der Generalversammlung verabschiedet wurde, die uns instruierte, die Kunstwerke genau wie vorher zu platzieren und ja keine Veränderungen vorzunehmen. Und so hängen weiterhin ein riesiger, von der Sonne verblichener grün-gelber chinesischer Wandteppich neben einem großen grell-orangefarbenen Gemälde aus Südamerika, was auch wieder neben einem massiven belgischen Wandteppich hängt, der ebenfalls gelb-gräulich verfärbt ist. Wirklich keine Augenweide.

Nach gut vier Jahren Management bekam ich dann den Posten der Hohen Repräsentantin für Abrüstung. Wieder eine politische Aufgabe, die ich mit Freude aufgriff. Allerdings konnte ich nicht ahnen, dass die schwerste Prüfung meiner Karriere noch vor mir lag: Verhandlungen mit Syrien über den Gebrauch chemischer Waffen im Jahr 2013. Die Untersuchung, die von Syrien selbst verlangt wurde, beruhte auf einem Mechanismus, der erst zweimal vorher angewendet wurde und seit über 20 Jahren keine Verwendung gefunden hatte. In dem Treffen mit dem syrischen Botschafter drehte sich der Gen.Sek zu mir um und sagte nur knapp: „Ms. Kane will take care of this“.

Über die langwierigen Verhandlungen mit der syrischen Regierung und die Untersuchung vor Ort ist so viel zu berichten, dass die Zeit dafür heute nicht reicht. Unser Team war in Damaskus, als der Vorort Ghouta – von der Opposition kontrolliert – mit Giftgas angegriffen wurde. Sie haben das sicher in der Presse verfolgt. Ich bin sehr stolz darauf, dass unser Bericht stichfest war und Sarin nachweisen konnte. Es ist die einzige Untersuchung, die innerhalb weniger Tage vor Ort stattgefunden hat und die weder von Syrien noch von anderen Staaten in Zweifel gezogen wurde.

Aber glauben Sie mir, die Verantwortung war enorm. Ich war von New York abgeschnitten, der US-Präsident drohte mit Bombenangriffen auf Damaskus. Ich hatte zwar ein Krypto-Telefon, aber mir wurde geraten, es nur im äußersten Notfall zu verwenden, da vermutet wurde, die syrische Regierung habe es kompromittiert. Unser Konvoi wurde gleich am ersten Tag der Untersuchung angeschossen, das panzergesicherte Fahrzeug musste zurückkehren und die Furcht war spürbar. Konnte ich es verantworten, das Team erneut in die Gefahrenzone zu

schicken? Schließlich war es meine Verantwortung, ob ja oder nein, und die Zeit drängte, es galt zu handeln. Noch nie hatte ich eine so schwerwiegende Entscheidung zu treffen. Und die Experten waren willens, das Risiko auf sich zu nehmen – es war nichts für schwache Nerven.

Nach knapp 25 Jahren wieder mit Abrüstungsthemen zu arbeiten, war faszinierend. Das UN-Instrumentarium war dasselbe, aber die Hoffnung, dass Fortschritte erzielt werden könnten, basierte auf dem Schlusdokument der Überprüfungskonferenz des Atomwaffensperrvertrages von 2010. Das Konsens-Dokument dieser Konferenz enthielt wichtige Vereinbarungen, die allerdings, wie sich in den Jahren danach zeigte, nur zum Teil umgesetzt wurden und vor allem nicht von den Nuklearstaaten, sodass die Überprüfungskonferenz von 2015 mit Uneinigkeit und ohne Schlusdokument endete.

Und danach endete auch meine Uno-Karriere. Es war mein eigener Wunsch, nach 37 Jahren Abschied zu nehmen. Als die neuseeländische Premierministerin sich letztes Jahr von der Politik verabschiedete, prägte sie den Satz: „I no longer have enough in the tank“ – und so ging es mir auch. Die Verantwortung, die Reisen, wenig Urlaub, kein Wochenende ohne Anrufe oder dringende Emails.

Ich möchte an dieser Stelle auch ein paar Worte darüber sagen, wie wichtig die Unterstützung meines Mannes Bill in meiner Karriere waren. Ohne sein Verständnis für dieses ruhelose Leben, die Abwesenheit durch Konferenzen, Verhandlungen, ohne seine Bereitwilligkeit, auch monatelange Auslandsaufenthalte mitzutragen, wäre meine Karriere vielleicht nicht ganz so gradlinig verlaufen. Dafür bin ich ihm sehr dankbar!

Der ständige Druck und das über viele Jahre lang, hinterlässt Spuren; ich brauchte Zeit für mich. Ich hatte allerdings nicht damit gerechnet, dass mir die Uno und das Büro, meine Kollegen, die diplomatische Gemeinschaft, in Kürze fehlten und so fing das Engagement außerhalb der Uno an, das mich weiterhin auf Trab hält, denn – und das weiß ich jetzt – ich arbeite ausgesprochen gern.

Ich habe Ihnen von meiner Karriere erzählt, möchte aber noch ein paar Worte zu der heutigen geopolitischen Lage und der Uno sagen.

Das Modell internationale Politik, globale Zusammenarbeit ist nuancierter geworden. Es gibt unterschiedliche Abhängigkeiten, neue Formen der Zusammenarbeit, neue Politikfelder und Verbündete, neue Herausforderungen. Staaten konkurrieren auf der Weltbühne, sie akzeptieren nicht die überlieferten Schemata. Die inkonsequente Anwendung des Prinzips der Souveränität durch westliche Mächte hat Zynismus hervorgerufen, was es den westlichen Ländern nun schwer macht, Unterstützung vom globalen Süden zu gewinnen. Das hat sich besonders in den Reaktionen auf den Angriff Russlands auf die Ukraine gezeigt, aber auch im Hamas-Israel-Krieg, der nun seit fünf Monaten tobt.

Die Vorherrschaft der fünf Siegerstaaten des 2. Weltkrieges im Sicherheitsrat mit Veto ist ein Symbol dieses überlieferten Schemas: ein Privileg, das diese Staaten nicht bereit sind, aufzugeben.

In der Uno stoßen viele Meinungen aufeinander. Der Sicherheitsrat ist blockiert, die Verhandlungen sind mühsam und schwierig. Das ehrgeizige Programm von Gen.Sek Guterres, ein Gipfeltreffen für die Zukunft im September zu organisieren, erhebt die Frage, ob ein ambitioniertes Schlusssdokument und Unterstützung des Multilateralismus in dieser gespaltenen Situation überhaupt möglich sind oder ob der Gipfel mit einer Erklärung endet, die wenig aussagt und die Unstimmigkeiten eher übertüncht mit Floskeln, die keiner Umsetzung bedürfen. Deutschland und Namibia sind die Co-Facilitators, die sich seit Monaten bemühen, einen Text zu verhandeln, der sich nicht nur altgedienter Modelle bedient, sondern neue Konzepte, neue Instrumente, auch Stimmen der Zivilgesellschaft und Innovation wie künstliche Intelligenz in den Vordergrund stellen. Der erste Roh-Entwurf (der sogenannte Zero Draft) lässt hoffen, dass es bis Ende des Sommers gelingen wird, sich auf eine Gipfelerklärung zu einigen, die sich zum Multilateralismus bekennt, ihn als globales Gut anerkennt.

Und hier kommen wir wieder zum Sündenbock: die heutige schwierige Situation der Uno können wir nicht dem Gen.Sek zur Last legen. Guterres braucht die Unterstützung und Mandate der Mitgliedsstaaten, um Aktionen umzusetzen. Mit einer Staatengemeinschaft, die stark gespalten ist, können keine großen Ziele erreicht werden.

Ich bin und bleibe ein Internationalist und hoffe darauf, dass es für Staaten möglich sein wird, Prioritäten zu setzen und den Zyklus der Feindseligkeiten zu mindern. Es braucht Zeit, neue Strukturen der Zusammenarbeit aufzubauen, um erneut ein Minimum von Vertrauen zu entwickeln. Aber es bleibt uns ja gar nichts übrig: unsere Probleme sind grenzüberschreitend, wir können nur als globales Projekt existieren. Darauf sollten wir uns besinnen.

Junge Menschen unterstützen die Uno, das haben Meinungsumfragen ergeben. Sie wollen eine friedliche, offene Welt, die Grundwerte wahrt und Menschenrechte schützt. Sie fordern Klimawandel und setzen sich für die nachhaltigen Entwicklungsziele ein, denn wir haben nur diese eine Welt und müssen sie für die nächsten Generationen erhalten. Das ist auch das Grundziel der Vereinten Nationen. Hier in Deutschland informiert die Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen, die DGVN, und ich freue mich, dass der Vorsitzende des Vorstands, Dr. Ekkehard Griep, heute bei uns ist. Wie ich am Anfang meiner Rede sagte, gilt der Dr. Roland-Röhl-Preis auch der Uno und ich habe mich entschlossen, den mir zugewandten Göttinger Friedenspreis von €10.000 der DGVN zu spenden, um damit ihre Jugendarbeit zu fördern.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!